

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 107 (1981)
Heft: 40

Rubrik: Von Haus zu Haus

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

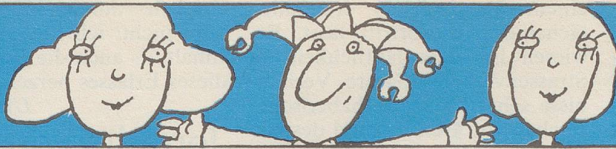
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 13.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



von Haus zu Haus

Suzanne Geiger

Jedem sein Hobby!

Der längst fällige, immer wieder aufgeschobene, lästige Besuch (zwecks Erledigung einer alten Wegrechtsangelegenheit) war unvermeidlich geworden, und so standen wir denn en famille vor der Türe des alten Bauernhauses im Dorfkern.

Man bat uns, nicht gerade sehr freundlich, einzutreten. Teils, weil das Gänglein zu schmal war, teils, weil mich der wunderschöne, alte Kachelofen anzog, trat ich seitlich in die gute Stube. Dies erwies sich jedoch als Fehler. Man komplimentierte uns in die Küche. Sie war aufs hässlichste modernisiert und verplastifiziert worden. Wir setzten uns um den Tisch und schauten gequält in die Runde. Alles Mögliche und Unmögliche war umhäkelt, bestickt und bestrickt: der Abreisskalender im Kreuzstichmuster, das Abwaschbürstchen hatte einen umhäkelten Holzgriff, die Küchentücher zierte ein mit Gänselies bestickter Ueberhang. Die Lehnen der Küchenstühle hatten gestickte Ueberzieher und sahen aus wie Kaffee-

wärmer – rosarot, hellblau, resedagrün... Meine Schwiegertochter schubste mich und zeigte unter den Tisch. Tatsächlich waren die Tischbeine bis zu einem Drittel ihrer Höhe hellblau umhäkelt.

Jetzt war das Mass voll: die abweisenden, fast feindseligen Mienen des Ehepaares, die gekräuselten Lippen meines Sohnes, die zusammengepressten der Schwiegertochter – ich fühlte langsam, aber sicher ein unbändiges «fou-rire» in mir aufsteigen. Die grösste Not gebar zum Glück die richtige Eingebung. Ich fragte die Frau geradeheraus, ob sie all die Handarbeiten gemacht habe und ob sie die Tischbeine wegen des Lärms umwickelt habe. Nein, sagte sie, nicht wegen des Lärms, sondern weil die Besucher mit den Schuhen die Tischbeine verkratzten. Sie forderte mich auf, mit ihr in die Stube zu gehen, dort zeige sie mir andere Arbeiten. Gerne folgte ich ihr. Simse, Tisch, Sofa waren übersät mit Handarbeiten aller Art. An der Wand hingen links und rechts von der Uhr mit besticktem Zifferblatt das Matterhorn und die Gotthardpost als Gobelin im Goldrahmen. Mitten auf dem Tisch, in einer Vase, stand der Hausfrau grösster Stolz – das Trockenbouquet, wie sie sagte: gestrickte, gehäkelte Blumen an umwickelten Drahtstielen. Eine Riesenarbeit! Ich staunte, bestaunte.

Der Bann war gebrochen. Die

zuerst so zurückhaltende Frau taute auf, erklärte mir, woher sie die Sujets und das Garn beziehe. Sie vertraute mir an, dass ihr Mann Abend für Abend das Fernsehprogramm bis zum Sendeschluss anschau und kein Wort rede. Ihr sage das Fernsehen nichts. Sie müsse und wolle ihm aber Gesellschaft leisten, und deshalb mache sie an den langen Abenden etwas, das sie freue.

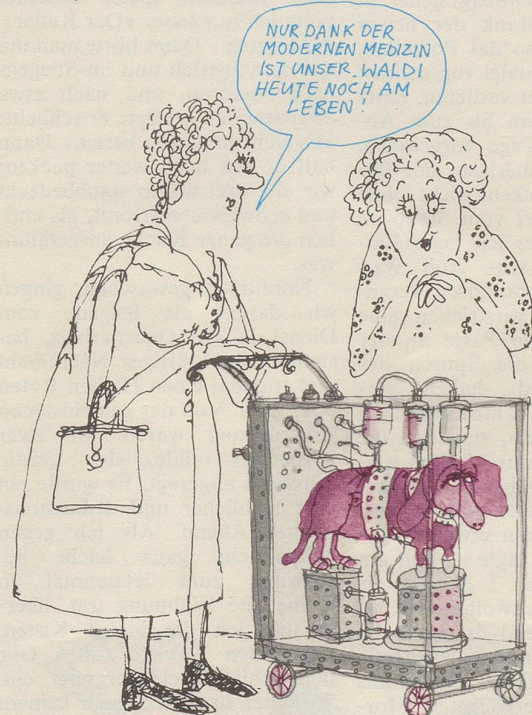
Hohe Achtung stieg in mir auf. Zugleich war ich tief beschämt: Schnell sind wir immer bereit, zu urteilen, zu verurteilen, zu belächeln, bevor wir uns die Mühe

nehmen, Hintergründe kennenzulernen. Was mir zuerst nur lächerlich erschienen war, stellte sich plötzlich als Notwendigkeit heraus. Eine Ehe, ein Haushalt kann auf verschiedene Arten gerettet werden. Warum nicht auch mit umhäkelten Tischbeinen? Wirklich, warum nicht?

Wir schieden als Freunde. Auf dem Heimweg sagte mein Sohn lachend, übrigens sei am stillen Oertchen der Ziehgriff rosarot umhäkelt.

Uns erstaunte nichts mehr.

Hoffentlich findet die Frau noch viele andere Häkel-Sujets!



Ein Schicksal

Bis zum 17. Februar 1980 glaubte Suleiman Elhuweig (geboren 1946), ein Sudanese schwarzafrikanischer Abstammung, er habe es besonders gut. Nach Abschluss der Mittelschule durfte er nämlich an der Universität für Völkerfreundschaft in Moskau studieren. Dort verheiratete er sich mit der Estin Sirje Tikis; dem jungen Paar wurden drei Kinder geschenkt. Nach dem Studienabschluss arbeitete und lebte Suleiman mit seiner Familie im Sudan. Im Jahre 1976 wurde er zur wissenschaftlichen Weiterbildung erneut nach Moskau geschickt, mit einem Monatsstipendium von 500 Dollar (mehr als ein doppeltes sowjetisches Professorengehalt). Damit konnte die Familie gut auskommen. Und was in der UdSSR fehlte, beschaffte

der junge Vater bei gelegentlichen Einkaufsreisen in Westeuropa. So lebte die Familie glücklich und zufrieden.

Als Suleiman am 17. Februar 1980 beladen von einer Frankreichfahrt heimkehrte, fand er eine leere Wohnung vor. Auf der Suche nach seiner Frau und seinen Kindern stiess er gegen Mauern. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf ihn die gerichtliche Mitteilung, seine Frau habe die Scheidung beantragt. Trotz nervenzerrüttendem Hin und Her von Instanz zu Instanz bekam Suleiman Sirje nicht mehr zu sehen, nicht einmal ihre Unterschrift. Dafür zeigte sich ein G. W. Ignatiew vom KGB; er könnte helfen, wenn Suleiman Informationen liefern würde... Doch das wollte dieser nicht.

Am 4. Juli kam es zur Scheidungsverhandlung. Dort sah Suleiman zum ersten- und seither

letztenmal seine Frau wieder, durfte aber nicht mit ihr sprechen. Sie wirkte verstört, desorientiert; auf die richterliche Frage, ob sie sich scheiden lassen wolle, gab sie keine vernehmbare Antwort, sondern zitterte sichtlich. Dennoch wurde protokolliert, dass sie die Scheidung wünsche. Dann wurde sie aus dem Gerichtssaal geführt. Nach weiterem Hin und Her wurde die Scheidung ausgesprochen. Von da an wurde Suleiman beschattet.

Am 1. Dezember 1980 wurde er – kurz vor dem Abschluss-examen – aus dem Büro der Staatsanwaltschaft, wo er ein Rechtsmittel einlegen wollte, in ein Auto geschleppt, zum Flughafen gefahren, einer Leibesvisitation unterzogen und zwangsweise in den Sudan ausgeflogen.

Nun ist Suleiman Elhuweig in der Schweiz – für ihn das Land der Demokratie, des Roten Kreu-

zes, der Menschenrechte. Von hier aus will er um seine Frau und seine Kinder weiterkämpfen. Eine «Aktion» zur Wiedervereinigung der Familie unterstützt ihn von Bern aus.

Maria L. Keller

Der Umzug

Wer wissen will, wie viele wahre Freunde er hat, der braucht nur beiläufig zu erwähnen: «Ich ziehe nächstens um.» Die Reaktionen erfolgen meistens spontan, und man kann sie, grob gesagt, in zwei Gruppen aufteilen. Die eine Gruppe sagt: «Was, umziehen, schon wieder? Muss das denn sein? Nun, jeder, wie er's mag, zu beneiden bist du jedenfalls nicht.» Die Stimme der zweiten Gruppe dagegen tönt ganz anders: «Du Glückspilz, hast du tatsächlich eine neue

Wohnung gefunden, das freut mich aber! Wann ist denn dieser Umzugstermin genau? Nicht wahr, du rufst mich vorher an, dann kann ich mir einen Nachmittag oder einen Abend reservieren, um dir beim Ein- oder Auspacken zu helfen.» Solche Worte sind Labsal für das Ohr dessen, der weiss, was ihm bevorsteht.

Also, ich habe wirklich Glück; auch beim letzten Umzug waren die Stimmen der Helfer und vor allem der Helferinnen in der Ueberzahl. Die vielgeschmähte Solidarität unter Frauen bewährte sich aufs beste. Die Frau eines Arbeitskollegen erklärte sich spontan bereit, mir im Auto die heiklen Sachen zu transportieren. So stand, was ich an Malerei und Graphik besitze, schon einige Tage vor dem Umzug sicher in einem Wandschrank der neuen Wohnung, ebenso das Porzellan.

Um nicht allzuviel von meinen Sommerferien zu verlieren, hatte ich alles in allem bis zum Abtransport fünf Tage vorgesehen. Ich begann Bücherkiste um Bücherkiste zu packen, nicht ohne die Bücher dabei vom Staub zu säubern, worüber ich beim Einräumen dann sehr froh war. Abends kamen praktisch veranlagte Freunde, verstrichen eine seltsam riechende Paste an der Wand, welche die Spuren der Bildernägel und -haken verschwinden liess, nahmen Lampen und Vorhänge ab, stapelten die schweren Kisten und halfen weiter packen. Es war in den Hundstagen (nicht dieses Jahres) und vielleicht doch ein etwas ausgefallener Termin, sagte ich mir am späten Abend des 1. August, als ich mir die geschwollenen Knöchel rieb, während draussen die Hitze in bengalisch beleuchtetes Knallen überging. Jedenfalls würden am übernächsten Morgen, punkt 7 Uhr, die Zügelmänner dastehen.

Tags darauf kam Marianne und sagte mit einem Blick auf die Lage gleich, dass sie bis abends bleiben könne. Es waren noch die Schreibtisch- und Kommodenschubladen sowie die ganze Kücheneinrichtung zu packen. Wir kamen flott voran, besonders weil ich immer weniger

wählerisch war mit dem Wegwerfen alter Hefte, Schreibereien und Zeitungsausschnitte. Während wir am Boden knieten, fuhr es mir auf einmal wie Hexenschuss durchs Gebein: Ich Idiot hatte den Keller und den Estrich vergessen! Nein, das durfte ich Marianne jetzt nicht sagen, irgendwie musste ich das ein andermal... Jetzt nur weitermachen!

Die Küche erwies sich als das Schlimmste: lauter sperrige Gegenstände, die man erst noch besonders gut verpacken und zwischen die man Kartoneinlagen schieben musste. Etwa um drei Uhr klingelte das Telefon. Es war Thomas, der Sohn von Freunden, der sich erkundigte, ob es etwas zu helfen gebe. Und ob! Als der kräftige junge Mann zehn Minuten später dastand, sagte ich nur leise: «Der Keller – der Estrich.» Dann hörte man ihn auf dem Estrich und im Stiegenhaus rumoren, und nach etwa zwei Stunden erklärte er schlicht: «Es steht nun alles bereit.» Dann half er uns noch weiter packen; wir alle drei waren staubbedeckt und schweissüberströmt, als endlich die ganze Küche ausgeräumt war.

Notdürftig gewaschen, gingen wir darauf als Brigade vom Dienst in die Quartierbeiz, bestellten ein kräftiges Nachtmahl und tranken einen Halben Roten oder zwei. Von der gemeinsamen Anstrengung waren wir zwar körperlich müde, aber geistig durchaus angeregt. Es wurde ein sehr fröhlicher und diskussionsreicher Abend. Als ich gegen Mitternacht ganz leicht beschwipst zum letztenmal in meine alte Wohnung trat, überschaute ich die vielen Kisten, stellte den Wecker auf 6 Uhr und schlief seelenvergnügt ein. So heiter hatte ich noch keinem Umzug entgegengesehen. Und heiter ging er auch vorstatten. Dies alles dank meinen Freunden, die mir den Optimismus erhalten.

Marta Ramstein

Sicherheit durch Höflichkeit

Ob als Autofahrer oder als Fussgänger – an Fussgängerstreifen begegnet man wohl am häufigsten den Differenzen zwischen momentaner Laune, Gesetz und persönlichen Meinungen. Man erfüllt ein Verkehrsgesetz entweder widerstrebend oder emotionslos oder mit zuvorkommender Freundlichkeit, und ein Verhaltensforscher könnte bestimmen ein ganzes Buch füllen mit Untersuchungen darüber, warum man dem einen, den man nicht kennt, fast die Ferse abkarrt, während man dem andern, den man ebensowenig kennt, mit

einem Handzeichen freundlich lächelnd den Vortritt lässt. Erwiesen ist, dass Höflichkeit im Strassenverkehr klarere Verhältnisse schafft als rechthaberisches Pochen auf Gesetze, und deshalb wohl sind Zürichs Zufahrtsstrassen an den Stadtgrenzen mit der mahnenden Tafel «Sicherheit durch Höflichkeit» versehen.

Dieses allseitige Höflichkeit – ohne gesetzliche Verpflichtung – scheint neuerdings an Stellen aufzukeimen, wo man es am wenigsten erwartet. Zum Beispiel in Aemtern, und das ist besonders bemerkenswert, weil es doch eine anerkannte Amtssprache gibt, deren Nüchternheit sich in gesetzlich geschützten Floskeln erschöpft: «Es ist untersagt...» oder «unter Berücksichtigung folgender Auflagen bewilligt...»

Um so schöner scheint es mir, dass der Luzerner Stadtrat ein Dekret erlassen hat, in dem er den Strassenmusikanten ihr «Handwerk» nicht nur einfach «unter Berücksichtigung folgender Auflagen bewilligt», sondern sie «in unserer Stadt herzlich willkommen heisst» und die Strassenmusik als «kulturelle Belebung» begrüsst.

Ob diese erfreuliche Tonart den weisen Erkenntnissen im Rückblick oder Hinblick auf Jugendunruhen entspringt (Si-

cherheit durch Höflichkeit...) oder nicht: ich finde sowohl den Inhalt als auch die Formulierung dieses Erlasses herzerquickend.

Ursula Hasler

Jenseits von Gut und Böse

Der Weg zum Schrebergarten führte an einem alten, verlassenen Stall vorbei. Oh, nichts Bemerkenswerthes, nur der Misthaufen hatte es mir angetan. Rossmist, verrottet, fast schon schwarze Erde. Was das für eine Gärtnerin bedeuten würde...

Eines Tages war der Mist fein säuberlich weggeräumt. An seine Stelle hatte jemand mehrere Steine gestellt. Schöne Steine; auch sie hätten sich in einem Garten gut ausgenommen, aber nicht auf die gleiche Weise wie der Mist!

Bald darauf musste ich konstatieren, dass jemand einen Stein schändlich zugerichtet hatte. Mit irgendwelchen Werkzeugen hatte dieser Jemand am Stein herumgeklopft und -gemeisselt. Der Stein war verdorben, und ich war empört. Wenn ich den einmal sähe, ich würde ihm meine Meinung sagen, unverblümt. Ich sah ihn. Er trug eine Mütze, aus Zeitungspapier gefaltet. Ueber der Stalltüre bemerkte ich ein Schild: Bildhauer. Ohalätz, Tschuldigung!

Da fühlte ich mich wirklich nicht mehr zuständig. Zugegeben: Michelangelos Pietà hat mich beeindruckt, aber moderne Skulpturen sagen mir herzlich wenig. Da nützen alle gescheiten Sätze der Kunstverständigen nichts, und die abgedroschenen Phrasen jener, die tun, als ob, hängen mir zum Hals heraus.

Tingueleys Maschinen gefallen mir schon besser. Skurril und faszinierend. Wenigstens empfindet man Vergnügen beim Hinsehen.

Oder etwa die Seifenblasenmaschine des Künstlers Iwan Pestalozzi. Er kann damit die grössten Seifenblasen der Welt hervorzaubern. Ob sie auch schön sind, weiss ich nicht, aber: wollten wir als Kinder nicht auch die grössten schillernden Seifenblasen kreieren? Seifenblasen, Sinnbilder des Vergänglichen. Einmal ein Künstler, der sein Schaffen nicht tierisch ernst nimmt, ein Künstler mit Humor. Ich kann sogar verstehen, dass sich jemand fand, der bereit war, 60 000 Franken für die Nonsens-Plastik zu bezahlen.

Zugegeben: die «Jäger und Sammler» hatten zu ihrer Zeit andere Sorgen. Künstler mit solchen Hirngespinnsten wären damals Aussenseiter der Gesellschaft gewesen. Doch damals baute man schliesslich auch noch keine Neutronenbomben. Dina



ein
edler
Tropfen
ohne
Alkohol

Merlino

Traubensaft

Ein OVA-Produkt

Pünktchen auf dem i

Beine

öff